

Erinnerungen an Anton Rückel Geschichte eines Deutschen

Die Begegnung mit Anton Rückel kam so plötzlich wie Wolken am Himmel aufziehen, und sie war ebenso notwendig. Ich bin davon überzeugt, daß diese Begegnung mich vor dem Abgrund rettete, und sie erinnert mich daran, daß mir bisher bei jeder großen Gefahr ein Mensch durch eine wunderbare Fügung die Hand gereicht hat. Dieser Gedanke ist sehr beruhigend.



Der alte Haack

Ich kam aus Hamburg und war in keiner guten Verfassung. Eine Wunde, die mit zehn Stichen genäht worden war, eine Gehirnerschütterung und neunhundert Kilometer in einem alten VW ohne Heizung hatten mich sehr geschwächt. Meine optimistische Natur ließ mich dennoch bei meiner Ankunft in München zuversichtlich sein, daß ich bald eine Bleibe finden würde. Alles verlief problemlos, wie jedes Wunder schien auch dieses ganz selbstverständlich zu sein. In einem großen Schallplatten- und Zeitschriftenladen in der Leopoldstraße fragte ich die junge Kassiererin, ob sie von einer freien Wohnung wisse. Ich denke immer noch mit großer Dankbarkeit an diese Frau zurück, denn sie gab mir eine Adresse, die mein Leben entscheidend veränderte. Ich ging also auf direktem Wege in die Apianstraße, ohne vorher anzurufen, was ein fataler Fehler hätte sein können. Ich betrat eine einfach und altmodisch eingerichtete, saubere Wohnung, in der ich von einem alten Mann empfangen wurde. Eine Frau um die sechzig schien ihm zugleich Haushälterin, Krankenschwester und Köchin zu sein. Er gehörte zu der Generation von Deutschen, die sich trotz des Nationalsozialismus nicht von den anderen europäischen Nationen entfernt hatten: Er hätte ganz einfach mein Großvater sein können, so wie auch jeder Franzose in seinem Alter. Ihm fehlte ein Auge. Seine rechte Augenhöhle war eine einzige Wunde. Man hatte ihm ein Glasauge eingesetzt. Die Wunde saß tiefe, und er saugte sich ständig die heraustretende Flüssigkeit mit einem Taschentuch abwischen, was ihm den Ausdruck eines weinenden Mannes verlieh – ein sehr rührender Anblick.

Sein Lachen (dies fiel mir später auf) hatte die Reinheit echter Güte. An meinem französischen Akzent, meiner frischen Narbe und meiner Traurigkeit, muß er erkannt haben, daß ich mich in einer schwierigen Lage befand. Er zeigte aber keinerlei Mitleid. Ganz im Gegenteil: »Wissen Sie, junger Mann, wo ich mein Auge verloren habe?« Die Antwort war klar, und ich ahnte schon, es würde keine Wohnung für mich frei sein. Er antwortete ohne abzuwarten: »Bei Verdun, im Kampf gegen die Franzosen!« Da ich schwieg, stellte er noch eine Frage: »Junger Mann, wo waren Ihre beiden Großväter im ersten Weltkrieg?« Ich antwortete ohne zu zögern: »Bei Verdun!« Mit eben dem Lachen, von dem ich bereits sprach, beendet er das Verhör: »Junger Mann, Sie gefallen mir!«

Eine romantische Assessorwohnung mit drei Zimmern für hundertfünfzig Mark im Monat war die Vollendung des Wunders, noch am selben Tag wurde der Vertrag geschlossen. Der alte Herr Haack (das war der Name des Vermieters) baute mir später ein Badezimmer ein, wobei er selbst Gips und Zement anrührte. Er hatte die Hunde- und Katzenhaltung im gesamten Haus untersagt – aber mein Badezimmer baute er, begleitet vom Miauen meiner Katze und vom Bellen meines Hundes! Er brachte ihnen sogar zu fressen mit und lachte, wenn die Katze in den frischen Zement sprang. Sie durften alles! »Verflucht sei der Franzose, der ihn hätte umbringen können«, war mein Gedanke. Dann wurde mir klar, wie absurd dieses Massaker an der europäischen Jugend gewesen ist. Ich dachte an diese Millionen junger Männer, die heute ebenso hätten lachen und Badezimmer bauen können, wenn sie nicht sechzig Jahre zuvor von einer Kugel getroffen worden wären.

Ein paar Tage nach unserer ersten Begegnung weihte er mich in ein Geheimnis ein. »Sie wollen Bildhauer werden, Herr Mangin (deutsch ausgesprochen), ich will Ihnen das Atelier des größten Bildhauers Deutschlands zeigen, hier unten im Hof.« Ich Assessor ihm hoch und heilig versprechen, über diesen Besuch zu schweigen. Stolz und sichtlich bewegt öffnete er mit einem Zweitschlüssel die kleine Tür. Der Raum roch nach Wachs und Holz, ein Geruch, der mich an Kirchen erinnerte. Und tatsächlich standen gleich am Eingang zwei Jesus-Statuen, eine aus Ton und etwa fünfzig Zentimeter groß, die andere aus Holz und mindestens zwei Meter groß – wie zwei Wächter. Ich war weit davon entfernt, mich mit Jesus zu beschäftigen, aber dieser Anblick flößte mir Respekt und sogar etwas Angst ein. Das Licht und die Stille an diesem Ort schienen mir von der selben Wahrheit zu sprechen, die auch meine Wunden ausdrückten. Ich Assessor in diesem Moment noch nicht, dass ich dieses Münchner Atelier zwölf Jahre lang fast täglich aufsuchen und hier die verlorengegangenen Traditionen der westlichen Bildhauerkunst entdecken würde.



Wenig später besuchte ich Anton Rückel und nahm ein paar Fotos mit, die ich noch von meinen bildhauerischen Anfängen besaß, ein Selbstporträt, das leider verlorengegangen ist,

und ein paar kleinere Statuen, auf die ich heute besonders stolz bin. Mich empfing ein schlanker und eleganter Herr mittlerer Größe, der ungefähr 65 Jahre alt sein sollte. Er machte einen sehr einsamen Eindruck. Es dauerte nicht lange, bis wir feststellten, dass wir beide von der gleichen spirituellen Leidenschaft angetrieben wurden. Ich hatte es mit einem Künstler-Philosophen zu tun, diesem Menschentypus, den Nietzsche so hoch schätzte. Mit einem ironischen, aber keineswegs boshaften Lächeln sagte er: »Ich nehme an, der alte Haack hat Ihnen das Atelier bereits gezeigt?«



Er lobte meine Arbeiten, äußerte sich jedoch mit Vorsicht, was die Zukunft betraf. Diese Warnung war mir eine besondere Hilfe, und sie ist es noch heute in ganz besonderem Maße. »Ihre Sensibilität ist typisch französisch. Die Fehler, die Sie bei Ihren Statuen gemacht haben, zeigen, dass Sie das große Glück haben, noch naiv und spontan zu sein. Später, wenn Sie die Technik beherrschen, werden Sie diese Natürlichkeit nicht mehr so leicht bewahren können.« Ich hatte den Eindruck, dass dieser Mann ein großes Bedürfnis hatte zu sprechen, Dinge zu erklären, zu korrigieren, aber auch zuzuhören. Er ließ sich von mir mit einer Geduld unterbrechen, die ich bis heute nicht einmal ansatzweise beherrsche. Er nutzte die Gelegenheit, aus seiner Einsamkeit hervorzutreten, als er einen Gleichgesinnten traf. Wir waren uns genau im richtigen Moment und am richtigen Ort begegnet. Dieser Mann hatte nach dem Krieg die höchsten Auszeichnungen der Kunstakademie erhalten, sich aber dann für ein Leben fernab von Ruhm und Erfolg entschieden. Der Krieg hatte etwas in ihm zerstört, dass er Worten nicht mehr glaubte. Er suchte eher in der Stille der Kirchen Zuflucht als in der Religion selbst. Aber sind Stille und Religion nicht dasselbe?

Neugierig und klug wie er von Natur aus war, hatte er sich im Selbststudium ein profundes Wissen angeeignet. Keine der heute bekannten Techniken der Antike oder Gotik waren ihm fremd, ganz gleich, ob es sich nun um das Modellieren, das Schnitzen von Holz, das Behauen von Stein oder den Formguß handelte. Ich hatte für mich einen Schatz aus Tausendundeiner Nacht entdeckt. Ich besuchte ihn immer häufiger in seinem Atelier, und bald durfte ich jeden Tag um zehn Uhr kommen. Er nutzte dann die Gelegenheit, seine zweite und zugleich vorletzte Zigarette des Tages zu rauchen: heller Tabak mit sehr englischem Aroma. Er war jeden Morgen ab sieben Uhr in seinem Atelier und verließ es spätestens gegen elf. Mit der Bildhauerei war er dann für den Tag fertig. Nach dem Mittag machte er ein Nickerchen und ging dann angeln. Er hatte eine sehr gute Ausrüstung zum Fliegenfischen. Er angelte Forellen nur auf diese Weise, unter möglichst schwierigen Bedingungen, »damit sie eine faire Chance haben«, wie er mir erklärte. Manchmal sagte er: »Die letzten Vertreter eines Volkes (hier meinte er wohl die Deutschen) wohnen in den Bergen.«

Die Abende verbrachte er mit Malen und Lesen, wobei er seine Gedanken in Form von kurzen Notizen niederschrieb. Später besuchte er mich regelmäßig in meinem Atelier, um auf meine Bitte hin meine ersten lebensgroßen Statuen zu korrigieren. Bei seinen ersten Besuchen war er entsetzt über die Unordnung. Er zeigte mir schnell, dass man Platz braucht, um konzentriert an einer Statue zu arbeiten. Innere Klarheit, so seine Überzeugung, kann nicht sein ohne äußere Ordnung. Anfangs waren mir seine Verbesserungen zu zaghaft, später traute er sich dann mehr. Er machte mir eine große Freude, als er mich eines Tages mit einem verschmitzten Lächeln fragte: »Wo ist mein Messer?« und damit das Messer meinte, das ich ihm für gewöhnlich für die Korrekturen reichte. Er hatte eine sehr feinfühlig und diskrete Art, mit der Messerspitze Linien in meine Tonstatuen zu zeichnen. Und mit derselben künstlerischen Geschicklichkeit entfernte er mit eben diesem Messer Tonmasse, wo sie überflüssig war, um sie dann zielsicher dort anzufügen, wo sie fehlte. Eines Tages bekam ich für einen Streich, den ich ihm spielen wollte, eine gerechte Strafe... Teilweise um zu prahlen, teilweise um ihn zu testen, wollte ich ihm bei seinem nächsten Besuch in meinem Atelier ein Aktmodell zeigen, ein sehr schönes junges Mädchen, und herausfinden, ob ihn diese Situation in Verlegenheit bringen würde. Ich wusste ja, wie schüchtern er war. Ohne ihn vorzuwarnen, verabredete ich mich mit ihm in meinem Atelier, als handele es sich um die gewohnten Korrekturarbeiten.

Als er das Atelier betrat, beeindruckte ihn die Nacktheit der jungen Frau nicht mehr als die vielen Autos auf der Straße, die es ihm fast unmöglich gemacht hatten, einen Parkplatz zu finden. Er war jedoch aufrichtig erfreut, ihre Bekanntschaft zu machen. Er wies auf meine Arbeit und sagte: »Es gibt eigentlich keine Entschuldigung für einen solchen Tonklumpen, wenn man das Glück besitzt, ein derart schönes Modell zu haben.« Dann drehte er sich ganz selbstverständlich zu der jungen Frau: »Seien Sie doch so nett und zeigen Sie mir Ihr Profil. – Ja, so ist es recht. – Jetzt kommen Sie bitte noch etwas näher an mich heran. – Ja, so. – Danke, sehr gut.« Nach zwanzig Minuten hingebungsvoller und äußerst konzentrierter Arbeit hatte er, der bisher nur Apostel-, Heiligen- und Jesus-Statuen zu seinen Werken zählte, in Form einer wunderbaren, vierzig Zentimeter großen Skulptur eine kleine Göttin geschaffen. Nachdem er seine letzten Korrekturen beendet hatte, legte er meine Werkzeuge mit höflicher Geste an ihren Platz zurück und schloß mit dem Urteil: »Wissen Sie, was Sie noch in Ihrer Arbeit hemmt? Die Sexualität steht bei Ihnen noch zu sehr im Vordergrund.« Damit war ich bedient...

Schade, dass wir damals nicht über Ernst Jünger sprachen. Ich kann mir vorstellen, dass Rückel den Autor der »Stahlgewitter« unter die Kriegsverherrlicher einreichte, gleichwohl bin



ich mir sicher, dass er ihn als großen Denker respektierte. Dagegen war seine Verachtung für die Nazis so groß, dass er über Nietzsche und Spengler äußerst ungerecht urteilte.

Wir sprachen nur sehr selten vom Krieg. Ich konnte aber im Laufe der Jahre Erinnerungen und Anekdoten Anton Rückels sammeln, die mir heute geschichtlich aussagekräftig und wichtig genug erscheinen, um sie hier zu erwähnen.



Anton Rückel nach dem Krieg

Anton Rückel schien vorherbestimmt zu sein, außergewöhnliche Situationen zu erleben. So überraschte es mich nicht, als er mir erzählte, daß er Hitler persönlich begegnet war. Als kleiner Junge ging er eines Tages auf einer Straße in der Nähe von Berchtesgaden, als ein Wagen neben ihm anhielt und der Chauffeur ihm bedeutete, hinten einzusteigen. So kam es, daß er eine gute halbe Stunde neben dem Führer auf dem Rücksitz saß. »Seine Haut war so bleich und sein Blick so morbid, daß er mich an ein krankes Schwein erinnerte.« Das war alles, was er vierzig Jahre danach dazu zu sagen hatte. Ein paar Monate später stand er mit seiner ganzen Schule in strömendem Regen vor dem Haus der Kunst in München, wo man Hitler erwartete. Als schließlich der Wagen des Führers vorfuhr, kam auf einen Schlag die Sonne zum Vorschein, und der Regen hörte auf. Dieses Erlebnis beunruhigte Rückel zutiefst. Obwohl er noch sehr jung war, ließ ihn sein Bildhauerinstinkt das Ausmaß der bevorstehenden Katastrophe erahnen. Diese war zunächst unter dem Deckmantel des Sieges vorborgen. In Frankreich schoß er zum ersten Mal auf Menschen, in Clermont-en-Argonne (genau dort, wo mein Vater auf der Gegenseite kämpfte), später auch in Rußland.

Einmal war er den Stellungen der Franzosen und Briten gefährlich nahe gekommen und mußte, da er weder vor noch zurück konnte, mehrere Stunden in einem Granattrichter ausharren. Die Erde bebte von den Bombeneinschlägen, und als er so zusammengekauert dasaß, entdeckte er plötzlich neben sich eine riesige Kröte, die mindestens ebenso verschreckt war wie er selbst. Während sie so nebeneinander verweilen mußten, verbunden durch dieselbe Angst, waren sie beide nur noch Geschöpfe - die Unterschiede spielten keine Rolle mehr. Die drohende Gefahr hatte alle Vorurteile weggefegt, und sie wurden Freunde. Als der Morgen dämmerte, war er wieder allein, und da er sein Versteck immer noch nicht verlassen konnte, begann er die Auszüge aus Nietzsches Werk zu lesen, die man für die Soldaten der Wehrmacht zusammengestellt hatte. Er hörte aus unmittelbarer Nähe das Stöhnen und Schreien der verwundeten Franzosen und Engländer, die er selbst mit seinem Maschinengewehr getroffen hatte. Da hielt er es nicht länger in seinem Loch aus, sprang heraus und schleuderte das Buch weit von sich, in die Richtung der deutschen Frontlinie und schrie: »Das könnt ihr behalten, das ist nichts für mich!« - Was darauf folgte, verdeutlicht

sehr gut, von welchen Widersprüchen die Mentalität der deutschen Jugend damals bestimmt wurde. Denn kaum hatte er das Propagandabuch als Zeichen des Protests und der Gehorsamsverweigerung weggeworfen, da war er schon wieder bereit, wie ein Kamikaze gegen die Panzer des Oberst de Gaulle anzutreten. Als er die Tanks kommen sah, nahm er eine Panzermine, um sich mit ihr unter einen der anrollenden Panzer zu werfen. Das Schicksal wollte es, daß sie sich wieder zurückzogen...

Die Verteidigung der Stadt Berlin, so wie er sie mir beschrieb, hat mich mehr beeindruckt als alle Texte und Bilder, die ich davon bislang kannte. Eines Abends, als er und seine Kameraden versuchten, dem Krieg ein paar Stunden Schlaf abzutrotzen, hörten sie vom anderen Ufer des Sees Schreie von Frauen, die von den Russen vergewaltigt wurden. Sie entschlossen sich, den Frauen zu Hilfe zu eilen. Sie sahen fast nichts in der Dunkelheit, aber die Russen hatten so viel Alkohol getrunken, daß Rückel und seine Kameraden nur ihrem Geruchssinn folgen mußten. Rückels bestem Freund, der seit den ersten Stunden als Soldat sein Begleiter gewesen war, verpaßten die Russen mit dem Bajonett einen Stich in die Nierengegend, was ihm einen qualvollen Tod brachte. Der Täter, der vollkommen betrunken war, wurde auf der Stelle erschossen. Als sie das erste Haus betraten, entdeckten sie dort mit Entsetzen die Leichen von Frauen und kleinen Mädchen, die auf grausamste Weise verstümmelt worden waren. Der Gestank von Blut und Exkrementen erstickte sie fast.

Wenig später trafen sie auf lebende Frauen. Die Russen waren geflohen. Eine der Frauen bot ihnen Champagner an und sagte: »Es waren Offiziere. Nach der Rangfolge ihrer Dienstgrade hat sich jeder eine von uns ausgesucht und ist dann mit uns auf die Zimmer gegangen. Meiner war elegant und trug einen langen Ledermantel. Es war sogar recht angenehm.« Da brach die Verzweiflung über Rückel herein.





Ein paar Wochen später lieferten die Engländer die Beteiligten an der Aktion an die Russen aus, obwohl sie genau wußten, daß die Russen die deutschen Soldaten sofort bei ihrer Ankunft mit dem Knüppel erschlagen würden. Rückel war der letzte seiner Kameraden, der im britischen Lager bleiben durfte, aber die Ungewißheit ließ ihn Todesängste ausstehen. Während des Krieges hatte man ihm zwei schwere Kopfverletzungen zugefügt. Als er nach dem Krieg nach Hause zurückkehrte, zog er es vor, fernab der zerstörten Städte bei den Hirten zu leben. Er beobachtete dort eine Szene, die ihn tief beeindruckte: Der Hund, der sie begleitete, ließ eines Tages die Schafherde allein, um ein Mutterschaf zu beschützen, das gerade ein Junges geworfen hatte. Er leckte ihm das Blut vom Fell und wich nicht von seiner Seite. Dieses Verhalten des Hundes löste bei Anton Rückel vor dem Hintergrund seiner Erfahrung des Krieges eine tiefe Glaubenskrise aus. Bereits einige Monate zuvor hatte er ein ähnliches Schlüsselerlebnis gehabt. Er war in Rußland mit dem Zug in einem Tunnel eingeschlossen, der an beiden Enden bombardiert wurde. Anfangs tauschten seine Kameraden pornographische Bildchen aus, später betranken sie sich, und schließlich begannen sie gemeinsam zu beten... Anton Rückel machte den Versuch, ein neues Leben zu beginnen - in den Pariser Existentialistenkreisen. Er lernte dort Juliette Greco und Georges Brassens kennen. Ich frage mich, ob die Franzosen diesen jungen, blonden, schüchternen und disziplinierten Deutschen so kurz nach dem Krieg wirklich geschätzt haben. Ich glaube eher, er verbrachte seine Zeit hauptsächlich mit den Meistern der Gotik und in den Kirchen des Quartier Latin. Da es ihm nicht gelang, sich von seiner Melancholie zu befreien, versuchte er noch eine letzte Flucht und reiste auf das sonnige Sizilien, wo er zwölf Monate blieb. Als seine Mutter starb, kehrte er nach München zurück, wo er dann auch blieb, um sich ganz in den Dienst der Kunst und der Kirche zu stellen.

Ich redete Anton Rückel nie mit »Maître« an, wie ich es später bei Ernst Jünger tat, sondern immer mit »Herr Rückel«. Von jeder Reise nach Griechenland brachte ich ihm ein kleines Stück Marmor mit, auf das er dann Naxos, Ios, Amorgos, Kreta, Athen, Skiathos, Alonyssos oder Samothraki schrieb...

Selbst wollte er nicht nach Griechenland fahren. Die Reise machte ihm Angst. Angst vielleicht vor der eigenen Enttäuschung beim Anblick der Ruinen, oder aber auch Angst vor zu viel Emotion. Sein Ersatz war Irland, wohin er mehrmals im Jahr reiste. Er verglich Irland mit dem antiken Kreta, als dieses noch von Wäldern bedeckt und von Dorern bewohnt war. Ein origineller und vielleicht sogar genialer Vergleich.

Jede Woche liehen wir uns gegenseitig Bücher aus, über die wir uns dann lange unterhielten. Eines der Bücher, die er entdeckt hatte, hat meine Arbeit als Bildhauer entscheidend geprägt: »Griechische Bildhauer an der Arbeit« von Carl Blümel. Der Autor ist hier mehr Detektiv als Archäologe, wenn er versucht, die Arbeitsmethoden der ersten dorischen Bildhauer anhand von Ausgrabungen unvollendeter Werke nachzuvollziehen. Natürlich war dieses Buch schon damals nirgendwo mehr zu finden. Ein paar Male waren wir zusammen in der Glyptothek, um das eine oder andere Stildetail zu besprechen. Bei diesen Besuchen lehrte er mich, die unsichtbaren geometrischen Linien zu erkennen, die den musikalischen Rhythmus einer Statue oder einer Gruppe von Statuen ausmachen. Er verstand es wie kein anderer, das Fragment von Heraklit zu deuten: »Die unsichtbare Harmonie ist stärker als die sichtbare.« Zugleich traf ein anderer Satz eines unbekanntem Meisters gut auf Rückel zu: »Er hatte die unsichtbare Überlegenheit derer, die gelitten hatten.«



Vor allem aber war er für mich das Beispiel des wahrhaftigen Künstlers, der nicht wartet, bis die Inspiration kommt, sondern jeden Tag an seinem Werk arbeitet. Hierbei verglich er den Künstler mit den Mönchen, die unter der »Acedia« litten. Wenn diese von den Mönchen so gefürchtete Depression aufkam und ihr Glauben ins Wanken geriet, gaben sie das Klosterleben dennoch nicht auf, sondern konzentrierten sich auf kleine alltägliche Aufgaben, bis die Depression nachließ. »Wenn Sie einen gewissen Überdruß verspüren oder das Gefühl haben, nicht weiterzukommen, gehen Sie trotzdem in Ihr Atelier, auch wenn Sie nicht an Ihren Statuen arbeiten, und räumen Sie es zum Beispiel auf. Aber bleiben Sie nicht zu Hause, bleiben Sie in der Nähe Ihrer Arbeiten. Richtiger Urlaub, das ist etwas ganz anderes.« Oft, wenn wir uns getroffen hatten, verabschiedete er sich mit den Worten »Grüßen Sie Ihren Vater recht schön von mir!«, ohne mir je den Grund dafür genannt zu haben.



Er starb noch bevor ich meine ersten öffentlichen Denkmäler und wichtigen Porträts in Angriff nahm. Gott sei Dank habe ich ihn nur als bettelarmer Schüler gekannt. Ich hatte manchmal keinen Strom mehr in meiner Wohnung, und nicht selten mußte ich mich mit einem Teller Haferflocken begnügen. Geistige Nahrung und menschliche Wärme bekam ich dann in seinem kaum geheizten und immer gut aufgeräumten Atelier. Bei unserem letzten Treffen fiel mir auf, daß er regelmäßig zu einer alten Tasse griff, um daraus Wasser zu trinken. Ich spürte, daß es nicht gut um ihn stand und bat ihn inständig, einen Arzt aufzusuchen. Er ging darauf nicht ein. Als er schließlich operiert werden mußte, war es zu spät. Er machte keinen Versuch, mich wiederzusehen.

Sobald er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, fuhr er nach Irland, um sein »antikes Kreta« wiederzusehen, sei es auch nur für ein paar Tage. Mir wurde später berichtet, daß er in den letzten Wochen vor seinem Tod Tag und Nacht vor Schmerzen gestöhnt habe. Noch heute erschüttert und empört mich diese Vorstellung zutiefst. Ich nehme an, daß er zu stolz war, um sich mir in seinem von Krankheit gepeinigten Zustand zu zeigen. Vielleicht erschien ich ihm noch zu jung für einen endgültigen Abschied. Wie die meisten Menschen hätte er sein Geheimnis unwiederbringlich mit sich in den Tod genommen, wenn er uns nicht seine Skulpturen hinterlassen hätte: Männer und Frauen aus Bronze oder Holz, die ihr Schicksal tragen, die vergeben, ohne zu hoffen, aber auch ohne zu klagen. Vielleicht haben die Menschen deshalb auch heute noch großen Respekt vor den Bildhauern, weil diese mit ihren Kunstwerken die Transzendenz unmittelbar erfahrbar und anschaulich machen und damit die Zeit zugleich bezeugen und überwinden.

Eine Welt, in der Bildhauer noch möglich sind, kann nicht vollkommen heillos sein.

Serge Mangin
